

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Frisch, Max  
**Stich-Worte**

Ausgesucht von Uwe Johnson

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 2728  
978-3-518-39228-7

Max Frisch  
Stich-Worte

*Ausgesucht von  
Uwe Johnson*

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1997

suhrkamp taschenbuch 2728

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1975

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39228-7

## Stich-Worte



suhrkamp taschenbuch 2728

Stich-Worte aus dem Werk von Max Frisch versammelt dieser Band, der 1975 als Jubiläumsbuch zum 25jährigen Bestehen des Suhrkamp Verlags erschien und damals nur während einer einzigen Woche erhältlich war. Was Uwe Johnson mit dieser Sammlung vorhatte, ist aus seinem Vorwort zu erfahren: Es ging ihm vor allem darum, »aus Stichworten eine Biographie von Max Frisch herzustellen, nicht mit den üblichen Lebensdaten, sondern mit solchen, die verwirklicht wurden im Umgang mit der heimatlichen wie der deutschen Sprache, in Versuchen mit Liebe, in Verletzungen durch die Liebe, in der Ausübung von Berufen, im Nachdenken über die eigene Nation und in Bitten an sie, in Besuchen bei den Deutschen, Leben und Reisen in anderen Ländern, im Suchen nach einer eigenen Wirklichkeit, im unablässigen Suchen nach einer Manier, mit der die Menschen miteinander auskommen können«. »Uwe Johnson gelingt es«, schreibt *Die Zeit*, »etwas von der geistigen Unruhe dieses Schriftstellers lebendig zu erhalten, der in *Montauk* die Einsicht formulierte: ›Leben ist langweilig, ich mache Erfahrungen nur noch, wenn ich schreibe.«

*Das Unternehmen dieses Buches ist einfach für den Auftraggeber. Der Suhrkamp Verlag besteht zu diesem Datum 25 Jahre lang und möchte sich feiern in dem Werk eines Schriftstellers, der ihm von Anfang an verbunden gewesen ist.*

*Das Unternehmen dieses Buches ist schwieriger bestimmt dadurch, daß statt Max Frisch einer seiner Leser »Stichworte« aussucht. Max Frisch ist für dieses Buch nur verantwortlich durch seine Zustimmung, die ausgesprochen worden ist mit dem Vorschlag eines Titels »Frisch angestrichen«, der im günstigsten Fall das Ausmaß an Würde andeutet, dessen er bei dieser Gelegenheit bedürftig wäre. Unvermeidlich ist die Gefahr, daß er hier nichts erfährt als etwas über die Haltung eines einzigen seiner Leser; unausweichlich ist die Sicherheit, daß er sich anders nimmt. Das Risiko, dem er sich nicht verweigert hat, es verbleibt bei dem, der hier ausgewählt hat. Das ist jemand, der im Jahre 1957 zum ersten Mal ein Buch von ihm, »Stiller«, in die Hand bekommen hat und mit Neid feststellte, daß ein Mann der westlichen deutschsprachigen Literatur sich beschäftigen darf mit den Schwierigkeiten subjektiver Identität. Welche Art von Kommentar eben zu verlernen war und einzutauschen gegen den Entschluß, nie wieder einen Schriftsteller einzuengen auf eine noch so beweisbare Kategorie. Schon gar nicht diesen. Es ist dieser Grund, der einen germanistischen oder sonstwie philosophischen Aufriß für das Werk von Max Frisch und diese Stücke daraus ausschließt. Es war aber nicht Willkür, die hier zum Bleistift gegriffen und angestrichen hat, sondern am Werk war Belieben mit einer tieferen als sonst auffälligen Wurzel dieses Wortes, auch Dankbarkeit für die Erlaubnis und Ehre, dem Leser und Max Frisch jene*

Mitteilung zu machen, die in dieser Auswahl enthalten ist. Es versteht sich, daß die Gruppierung der Zitate mangelhaft ist. Sie soll dem Buch lediglich in einem technischen Sinne ein Rückgrat einziehen. So läßt sich darüber streiten, ob denn »Versuche mit Liebe« hätten getrennt werden müssen von »Eifersucht in der Liebe«, und es ist zweifelhaft, ob die Deutsche Demokratische Republik unter »Die Alternative` Sowjetunion« geraten darf, nur weil die Leute in jenem Land von der Sowjetunion lernen sollen, wie das Siegen zu lernen wäre. Und mit der Frage »Wer macht unser Bild« wird schon unterstellt, wiewohl nicht noch ausgesprochen, daß es nicht nur um eine Außenansicht geht, sondern eigens um die, die wir als unsere Wirklichkeit verfertigen. Auch kann das unter »Manieren« Zusammengefaßte keinen Katalog herstellen, der ausschließlich Empfehlenswertes anböte. Und so fort. Eingestandener Maßen macht der Auswählende mit solchen Zusammenstellungen dem Leser einen Blick zum Vorschlag, aber der Benutzer dieses Buches ist dringend aufgefordert, gegen diesen Blick zu lesen, nämlich mit dem eigenen. Es ist Widerspruch erwünscht.

Die Auswahl verzichtet auf Ordnung. Das verbietet schon das Verfahren des Ausziehens. Wohl wird versucht, Anfänge dieser biografischen Arbeit, genannt Max Frisch, anzuführen, also den Weg; vordringlich jedoch kam es darauf an, die Ankunft zu zeigen und oft statt des Bemühens die Leistung.

Dies Buch ist der Versuch, einer Öffentlichkeit so viel mitzuteilen aus den Schriften von Max Frisch, wie sich leicht in einer Hand halten läßt. Es soll in eine Handtasche passen und doch sie benutzbar belassen, es dürfte eine Manteltasche nicht herabziehen. Das bestimmt den Umfang und die Möglichkeit, daß auch noch aus einer

sachlichen Bedingung etwas fehlen kann oder vertreten sein durch etwas, dem es an Dringlichkeit noch zuvorgekommen wäre. Was das Verfahren angeht, so hat Max Frisch es verboten in der Vorbemerkung zu seinem ersten Tagebuch, in der er den Leser bittet, nicht »nach Laune und Zufall« auszuwählen, sondern die zusammensetzende Folge zu achten. Dem wird hier begegnet mit dem Sachverhalt, daß der Vorsatz des Auswählens ein anderer ist und sich beschäftigt hat nicht nur mit jener Veröffentlichung sondern mit allen und so doch wieder eine Folge zusammensetzt. Wenn er dann noch einwendet, die einzelnen Steine seines Mosaiks »können sich allein kaum verantworten«, so soll hier bewiesen werden, daß die einzelnen Steine für sich stehen können, dies in der verwegenen Hoffnung, es gelänge abermals ein Mosaik.

Es wäre hübsch, wenn der Leser mit dem Auswähler streiten wollte über den Titel »Stichworte«. Die Brockhaus Enzyklopädie Wiesbaden 1973 gibt für Stichwort erstens seine Bedeutung im Theater: »das Wort eines Darstellers, an das sich der Text eines anderen Darstellers oder ein neuer szenischer Vorgang anschließt«. Sagen Sie einmal, so könne das hier nicht vorgehen. Dem wäre zu antworten, daß jeweils Sie den hier versammelten Worten, die Sie lesen, entgegentreten mit denen, die Sie darauf, dagegen, dafür denken, oder daß Sie ihnen einen Vorgang anschließen, bei dem Sie etwas suchen, finden, aufheben, übergeben, weglegen oder was sonst szenisch möglich ist; warum auch wollten Sie sich auf das Szenische beschränken. Hier werden Stichworte angeboten, jetzt, bitte, treten Sie auf den Plan. Die zweite Auskunft von F. A. Brockhaus spricht vom »Hauptsinnwort des Titels einer Veröffentlichung«; selbst dies wäre zu verteidigen mit dem Beweis, daß das Hauptsinnwort eines Buches wie Stiller

*zusammengebaut ist aus vielen einzelnen Hauptsinnworten, ehe es denn eins werden kann. Eine Anthologie ist anders; hier wird versucht, aus Stichworten eine Biografie von Max Frisch herzustellen nicht mit den üblichen Lebensdaten sondern solchen, die verwirklicht wurden im Umgang mit der heimatlichen wie der deutschen Sprache, in Versuchen mit Liebe, in Verletzungen durch Liebe, in der Ausübung von Berufen, im Nachdenken über die eigene Nation und in Bitten an sie, in Besuchen bei den Deutschen, Leben und Reisen in anderen Ländern, die für diese Person Nachbarschaft bedeuten, im Dank an Freunde, im Suchen nach der eigenen Wirklichkeit, im unablässigen Suchen nach einer Manier, mit der Menschen miteinander auskommen könnten. Kein Brevier soll das sein, geschrieben wurde das nicht für eine Ewigkeit, denn Ewigkeit hört nicht, fühlt nicht, ist taub und stumm. Geschrieben ist das für uns, für Zeitgenossen. Stichworte sollen es sein, eine Vorstellung von immer wieder verwandelten und überprüften Erfahrungen, begangen an und in der Person, die hier redet.*

*Das gewissenhafte Buch aus Wiesbaden weiß auch noch von einem im Druck hervorgehobenen »dem erklärenden Text vorangestellten Wort«; eine Sonderregelung für Nachschlagewerke. Auf diese scheinbare Abweichung wird ernstlich hingewiesen. Denn viele dieser Stichworte sind ja nicht Ergebnisse oder Überlegungen, die unabhängig notiert wurden, sondern sie gehören zu Personen in Geschichten, von denen der Verfasser zwar gelegentlich gesagt hat, er probiere sie an wie Kleider, was eben seine Methode ist, sie wirklich zu machen, und vielleicht die Ursache, warum seine Personen so bereitwillig die Hand aus der Geschichte herausstrecken und uns ihre Erfahrung übergeben. Das ist leihweise; was Herr Anatol Ludwig*

---

*Stiller oder Professor Johannes Kürmann über sich erkennen, muß ihnen zurückgegeben werden. Deswegen sind Stichworte im Text gelegentlich versehen mit dem Namen des Darstellers (nicht immer, getreu der Feststellung des Dramatikers Frisch, ein Schauspieler stelle eine körperliche Eigenart am besten dar, wenn er sie von Zeit zu Zeit andeute statt unablässig). Deswegen sind diese Stichworte weiterhin eine Einladung, die Bücher und die Geschichten in den Büchern auch einmal vollständig anzusehen: nachzuschlagen.*

*Uwe Johnson*



*Versuche mit Liebe*

Es war ein Abend im März. Wir hatten in der ledernen Nische eines Kaffeehauses gesessen wie all die Abende, wenn man vom Geschäft kommt, einen Kirsch trinkt, eine Zeitung liest. Auf einmal, nach Jahren des Wartens, sieht man sich von der Frage betroffen, was wir an diesem Ort eigentlich erwarten. Mindestens die Hälfte des Lebens ist nun vorüber, und insgeheim fangen wir an, uns vor dem Jüngling zu schämen, dessen Erwartungen sich nicht erfüllen. Das ist natürlich kein Zustand. Ich winkte dem Kellner, zahlte und ging. Den Mantel, den er mir halten wollte, nahm ich auf den Arm, ebenso die Rolle — Draußen war es ein unsäglicher Abend.

Ich ging. Ich ging in der Richtung einer Sehnsucht, die weiter nicht nennenswert ist, da sie doch, wir wissen es und lächeln, alljährlich wiederkommt, eine Sache der Jahreszeit, ein märzliches Heimweh nach neuen Menschen, denen man selber noch einmal neu wäre, so, daß es sich auf eine wohlige Weise lohnte, zu reden, zu denken über viele Dinge, ja, sich zu begeistern, Heimweh nach ersten langen Gesprächen mit einer fremden Frau. Oh, so hinauszuwandern in eine Nacht, um keine Grenzen bekümmert! Wir werden schon keine, die in uns liegt, je überspringen . . .

Bin, S. 10 f

Alle sagen, man sei klug, man sei begabt — nur weil man ihnen überlegen ist, und im Grunde will man es nicht einmal, glauben Sie. Immer so lächerlich, wenn die Frau überlegen ist, so aufreibend auch, wissen Sie. Was kommt dabei heraus? Und dann, mein Gott, immer das gleiche

Lied, man sei keine Frau — weil sie nicht aufkommen, weil es einfach keine Männer mehr gibt . . .

YVONNE HINKELMANN

DS, S. 12

Wie eitel die Männer sind! Kaum dünken sie sich von einem Wesen verstanden, vertragen sie es nicht mehr, daß eben dieses Wesen eine Gans sein könnte; sie sind gekränkt, wenn man es ihnen sagt! YVONNE HINKELMANN

DS, S. 12

»Jede Frau, die von ihrem Geliebten nicht unterdrückt wird, leidet schließlich an der Angst, überlegen zu sein — an der Angst, daß er kein wirklicher Mann sei.«

JÜRIG REINHART

DS, S. 128

Seine Beziehung zu den Frauen, die er als ganze Gattung liebte, hatte überhaupt eine männliche, sehr selbstverständliche und unzweideutige Art des Anspruches, getragen vom Bewußtsein des Erfahrenen, daß auch die Frau, so reizend sie sich manchmal zieren mag, den Mann einfach braucht. Nicht überall, fand er, gab es diesen erquicklichen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage.

HERR HAUSWIRT

DS, S. 122 f

»Man sollte nie über einen Menschen spotten, [. . .] man weiß nicht, ob man ihn nicht eines Tages heiratet.«

JÜRIG REINHART

DS, S. 85 f

»Turandot . . . Einmal, vor Jahrhunderten, kniete der Ritter und besang seine Frauen, immer ein scheinbar Bitterer; seine Eifersucht, sein Geiz, sie schufen die hohen Begriffe einer weiblichen Ehre, die ihm diente, die auch die Frau schließlich annahm, annehmen mußte, da die Welt doch eine Männerwelt war! Einmal sagte die Frau: Was kniest du vor mir, was bringst du mir Blumen und Schmuck, nur um dich selber auszustatten, deinen Besitz, deinen Genuß; daß ich ein Mensch bin, was kümmert es dich? . . . Die Frau, die ihren eigenen Beruf hat, sie will nicht an den Mann verkauft sein, gleich zu gleich, Mensch zu Mensch, die Frau als Kamerad: was kam schon dabei heraus? Befreiung der Frau, es war ein Männergedanke. Am Ende zeigt es sich als die größte Vergewaltigung der Frau, die einzige, die sie wirklich verletzte, weil man sie mit Zielen krönte, die nicht ihre waren, nicht ihre sind: man tat ihr die Gewalt an, sie von der Gewalt zu befreien, die ihre natürliche Sehnsucht ist — und die Ehen gingen in Massen zugrunde . . . Was hat sie davon, daß man sie anhört und ernst nimmt? Schließlich ist es sehr traurig, nur als Mensch dazusitzen. Ich gebe mich zu billig! kommt es ihr plötzlich. Angst vor der eroberten Freiheit, Angst, sie werde als Frau nicht mehr erkannt, seit sie zum Menschen ausgerufen wurde, Angst, weil der Mann nicht mehr befiehlt, sondern fragt, nicht mehr zwingt, sondern berät und ihr Rätsel anerkennt, so, daß sie fortan über ihrem eigenen Rätsel verzweifelt, den Mann nicht männlich mehr findet . . . Angst, dem Manne überlegen zu sein — das ist Turandot, die Prinzessin aus dem chinesischen Märchen, die die Männer enthauptet: aus Enttäuschung und Trauer, daß sie es vermag! aus Zorn, daß sie es überhaupt annehmen und sich allen Ernstes mit ihren weibischen Rätseln auseinandersetzen; keiner, der lacht und den Bann des

feierlichen Hofes bricht, keiner, der kommt, der die sinnende Stirne mit dem drohenden Schwerte vertauscht und alles einfach niederhaut, raubt, was er will! Denn nicht enträtselt wollen sie sein, sondern geraubt. Was soll die Frau mit ihrem befreiten Verstande? Sie wartet am Ende doch immer auf den, der mehr hat, der sie bezwingt auch im Verstande — so, immer wieder, kommt ihr das große Erbeben, das Entsetzen vor ihrem Wachsein, ihrem Alleinsein, ihrem Unbehütetsein! das verzweifelte Heimweh nach dem Herrn, dem lachenden Unterdrücker, der vor ihr kniet, dem wirklichen Mann — Sehnsucht nach der verlorenen Peitsche, Heimweh nach der Gewalt, die ihre tiefste Erfüllung ist und ihr heimlicher Sieg! . . .« JÜRGE REINHART

DS, S. 129 f

Ein Wunderbares ist es um die Ehe. Sie ist möglich, sobald man nichts Unmögliches von ihr fordert, sobald man über den Wahn hinauswächst, man könne sich verstehen, müsse sich verstehen; sobald man aufhört, die Ehe anzusehen als ein Mittel wider die Einsamkeit. Dort liegt das Unmögliche! Sobald man ein Gefühl davon gewinnt, daß die Ehe einfach ein Dienst ist, ein Verfahren fürs tägliche Leben. Einfach zwar nicht, oh, gar nicht! Wehmut muß fallen, und man darf keine Brücken bauen über das Schmerzliche, die Trug sind. Es geht auch ohne das; nur ohne das geht es.

DS, S. 232 f

Nie ist der Geliebte ein wirklicher Mensch, er ist ein Gott oder Götze, zuerst, eigenschaftlos und herrlich und erhaben über alles, was er tut oder nicht tut.

DS, S. 224

*Heimatliche Jahreszeiten*

Was braucht der Mensch mehr!

September verbrannte sich in unsäglich heiteren Tagen der Vergängnis, Tage aus Leichte und flimmerndem Hauch, alles in Silber versponnen, in Ferne verblauend. Wälder steigen aus Seen von Dunst, Inseln der Farbe, gespenstisch umbrandet. Stille über den reifenden Weinbergen! Ahnung der Zeit, die stündlich vergeht, das lichterlohe Welken ringsum, das alles Vorhandene verglüht und unsere einzige Hoffnung ins Werden, ins stete Entstehen verweist, . . .

DS, S. 105

Es war ein Tag, wie er ihn über alles liebte, Oktober, Körbe voll Laub, Nässe der Nebel! Lange schon sind sie draußen in den Reben, in den Hängen eines grauen Igels, Weiber mit roten Kopftüchern und violetten Händen, die aus einem alten Lismer hervorfrieren, vom Weinlaub naß, und Knechte tragen die schlanken Tansen; mit verschränkten Armen kommen sie unter ihren Lasten aus dem Nebel herab, Ritter im Panzer ihrer moppigen Winzerwesten. Morgen dampft aus dem See, meerweit. Glanz einer kommenden Sonne geistert in Lüften von Metall, ein huschendes Blinken über graue Wellen.

Tagelang hört man das Klöppeln der Trotte.

Laub an den Schuhen, ihrer Lasten überdrüssig, kommen die Knechte in den Keller und kippen ihre Tansen schräg über; dann wieder hinaus . . .

Und plötzlich der Mittag, herbstlich leuchtet er mit dem Goldschopf seiner Hügel; wie Inseln tauchen sie aus sinkender Brandung der Nebel, die in sonnigen Zunder zerfallen, ein Duft von Himmel ist über Zweigen und Giebeln, eine rauchende Bläue.

In den Wiesen stehen die Stelzen und Leitern hinauf ins Gebäum, und die Jahreszeit streicht wie eine unsichtbare Gebärde über die Hänge. Äpfel plumpsen, Wespen summen um die Süße der Vergärung. In Früchten, zu kurzer Reife verdichtet, fällt uns die sommerliche Sonne noch einmal zu, Süße erinnertes Tage! Man sitzt in den Gärten; Sonne scheint uns durch alle Gespräche hindurch, und die Gärten werden weit wie ein jähes Erstaunen, eine blaue Geräumigkeit nistet sich ein in den Wipfeln der Bäume, und wieder lodert das Welken an den Hauswänden empor, klettert das Laub in glühender Brunst der Vergängnis. Daß Jahre vergehen und manches geschieht, wer sieht es! Alles ist eins, Räume voll Dasein. Nichts kehrt uns wieder, alles wiederholt sich. Unser Dasein steht über uns wie ein einziger Augenblick, und einmal zählt man auch die Herbste nicht mehr. Alles Gewesene lebt wie die Stille über den reifenden Hängen. Am Weinstock des eigenen Lebens, siehe, so hängen die Trauben von Abschied . . .

DS, S. 288 f

In wenigen Tagen, wie eine Geburt aus der Nacht, war der Frühling gekommen, überraschend wie je . . . Stunden wechseln in Schauern von Regen und Bläue, Wolken ziehen über die schwarze Erde der Äcker, Gebirge von gleißendem Schaum, Flocken von Licht! Über dem Gurgeln der Quellen, noch in den Mänteln des Winters, gehen die Paare auf grünendem Teppich der Wiesen, mitten durch die blühenden Teiche des Feuchten, durch Lachen von Schlüsselblumen. Wenn sie sich bücken und stehen, die Sträuße büschelnd, tragen sie die Sonne in den glimmenden Rändern ihres Haares. Tage voll Wind! Leichte der Luft voll Weite der Ahnung, voll Schauer der ersten

Erfahrung, voll Heiterkeit auch und summendem Übermut; sie stapfen durch knackende Zweige, durch Rascheln vergangenen Herbstes, Sonne fällt in die Räume eines laublosen Buchenwaldes, ein erster Zitronenfalter flattert vorbei: — ohne ein deutlicheres Geschehnis als dieses, ohne das Eigentliche einer sonderlichen Tat, welche bleibt, vergeht uns das Dasein in Ohnmacht irdischer Verwandlung, verlieren wir uns an das traumhafte Rätsel der Zeit, Frühling um Frühling.

DS, S. 182 f

April in den Städten, in den öffentlichen Alleen mit braunen Lachen unter dem laublosen Gezweig ihrer alten Platanen, Schirme, glanznaß und schwarz, Frauen in schwarzen Stiefeln und lehmhellen Mänteln. Lange ist's her! Mit Geläute der Münster! Mit Tauwetter in den Straßen, mit kahlen Alleen und Bänken, mit Bläue, mit Sonne am See, mit ziehenden Spiegelgewölken in den Scheiben der Häuser! Man trieb so durch Straßen, heimatlos in Schluchten aus bewohntem Stein, und später hat man doch Heimweh nach alldem! Seltsames Herz! Es altert umsonst . . . Sonne des Frühlings, Sonne des Morgens in den dünnen Spalieren, noch fällt sie durch alles hindurch, rieselt auf körnigen Putz und spielt mit dem Geschleif der Ranken, mit Arabesken aus wässerigen Schatten. Jeder hat seine Arbeit um Brot, seine Art von Sklaverei! Auf einer Leiter stehen und blonden Bast zopfen, Millionen würden dafür tauschen. Und dennoch, daß man nicht weg kann! Einen Nachmittag einmal im Monat. Und wo wollte man hin? Wolken ziehen, in finsternen Lappen hängen die langen schmalen Äcker über den Hügel, vom Pflug gekämmt, und die Wiesen verfärbt von dem letzten Schnee, von braunen Fächern der Jauche unter dem schwarzen Gewirr der

Obstbäume, dem geisterhaften Knäuel ihrer Äste; Wolken ziehen über rehrötliche Wälder —.

DS, S. 247

Seit Wochen war es, als stünde der Sommer sozusagen still wie das weiße Gewölk über dem See, das täglich ein Gewitter versprach; Schwärme von Mücken standen in der Luft. Alles stand. Die Bäume standen, als grüntem sie ewig. Überall hatte die Zeit ihr Gefälle verloren.

DS, S. 88

Der Sommer hatte seine Höhe überschritten. Alles drängte seiner Reife zu, das Obst in den Gärten, draußen das Korn auf mannshohen Halmen. Gewitter schoben sich herauf, Gebirge von weißem Gewölk. Es wetterleuchteten die lauen Abende über dem See. Wälder rauschten, und Staub wirbelte in weißen Fahnen die Wege entlang, und plötzlich, mitten im späten Nachmittag, saß man in einem dunklen Zimmer, wo es die Vorhänge blähte. Irgendwo schlugen die Fensterladen, ein Blumentopf klirrte auf der Straße, und eine trockene Viertelstunde lang schüttelte es jedesmal die Büsche, als wollten sie fliehen mit allen Zweigen, Wind peitschte die vergessene Wäsche auf den Dächern, ein klatschendes Weiß vor den blitzenden Finsternissen über der Stadt. Endlich fielen die ersten lauen Tropfen. Wie eine Erlösung folgte plötzlich das strömende Zischen in den Bäumen des Parkes.

DS, S. 101 f

Schwermut der Herbstes, aller zusammen, dunkelt um fremde Gehöfte, bitter von Rauch. Wälder versteigen in Nebel; Stämme, nichts weiter, Schauer von Wind und